

Zeitschrift:	Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	21 (1971)
Heft:	3
Artikel:	Theorieorientierte Geschichtsbetrachtung : Berührungspunkte zwischen Geschichtswissenschaft und politischer Wissenschaft
Autor:	Frei, Daniel
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-80665

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FORSCHUNGSBERICHT BULLETIN CRITIQUE

THEORIEORIENTIERTE GESCHICHTSBETRACHTUNG

*Berührungs punkte zwischen Geschichtswissenschaft
und Politischer Wissenschaft*

Von DANIEL FREI

1. Theorieorientierte Geschichtsbetrachtung

Wenn *Thukydides* von der Annahme ausgeht, dass «nach menschlichem Ermessen ähnliche Ereignisse wiederkehren»¹, und wenn *Jacob Burckhardt* sagte, er wolle «das sich Wiederholende, Konstante, Typische» betrachten², so ist in solchen Sätzen eigentlich bereits alles umschrieben, was das Interesse des *Theoretikers* kennzeichnet. Wissenschaftliche Theorien sind im Sinne der modernen Wissenschaftslogik allgemeine Sätze, genauer: Systeme miteinander verbundener Hypothesen, die *Beziehungen von Ursachen und Wirkungen* beschreiben und versuchen, solche Zusammenhänge in der Regel als «Wenn-dann»- oder «je-desto»-Sätze zu erfassen und damit zu erklären³. Die Geschichtswissenschaft hat ihre Aufgabe – trotz so prominenten Kronzeugen wie *Thukydides* und *Burckhardt* – indessen bisher nur selten in der Erarbeitung von Theorien erblickt, oder dann geriet sie, wie etwa bei *Oswald Spengler* oder *Arnold Toynbee*, sehr rasch auf das Glatteis geschichtsphilosophischer Spekulation; doch von dieser Art «Theorie» soll hier nicht die Rede sein. Eindeutig theorieorientiert ist in Hinblick auf den Erkenntnisgegenstand, der den Historiker interessiert, dagegen die *Politische Wissenschaft*.

¹ Buch I, Kap. 22.

² *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (Werke, hg. von WERNER KAEGI), Wuppertal 1948, Seite 5 f.

³ Vgl. z. B. KARL R. POPPER, *Logik der Forschung* (a. d. Engl.), Tübingen 1969, Seite 3 f., und WOLF-DIETER NARR, *Theoriebegriffe und Systemtheorie*, Stuttgart 1969, Seite 45 ff.

Nun zeigt sich aber seit einiger Zeit auf Seiten der Politischen Wissenschaft in zunehmendem Masse eine *Hinwendung zur Geschichte*, und das ist Anlass genug, um die Frage zu stellen, welche neuen Möglichkeiten theorieorientierten Forschens sich denn daraus für die Geschichtswissenschaft ergeben. Dieser Beitrag möchte auf diese Frage eine Antwort zu geben versuchen, indem er 1. einige dieser neuen theorieorientierten Ansätze zur Geschichtsbetrachtung wie sie die Politische Wissenschaft entwickelt hat, vorstellt; 2. auf die grundlegenden Probleme hinweist, die diese Zusammenarbeit von theorieorientierter Sozialwissenschaft und Geschichtswissenschaft⁴ aufwirft, und 3. noch kurz die möglichen Anregungen andeutet, die hieraus für die Geschichtswissenschaft traditioneller Art erwachsen könnten, selbst wenn diese nicht beabsichtigt, sozialwissenschaftliche Sehweisen und Methoden unmittelbar zu übernehmen.

Was die Politische Wissenschaft betrifft, so entsprang die wachsende Hinwendung zur Geschichte einem gewissen Missbehagen über die bisher eingeschlagenen Pfade: Weder das gehobene, aber letztlich doch wohl nur «journalistisch»-unverbindliche Kommentieren politischer Ereignisse konnte als Methode wissenschaftlicher Erkenntnis befriedigen noch die akrobatische Spekulation mit inhaltsleeren Modellen, wie sie von vielen Politologen getrieben wurde. Man sieht immer mehr ein, dass das Bemühen um theoretische Erkenntnis nur auf dem soliden Grund der *Tatsachen* wirklich vorankommen kann – und eine Tatsache ist per definitionem nur, was geschehen ist, also Geschichte. Für den Historiker verdient diese Besinnung des Politologen auf die Geschichte insofern Interesse, als die Politologen nun ja nicht einfach mit leeren Händen an die Geschichte herantreten, sondern ihre sozialwissenschaftlichen Denkweisen und Methoden auf die Geschichte zu übertragen versuchen; dabei handelt es sich um Methoden, die zum Teil schon sehr hochentwickelt sind.

2. Die wichtigsten Ansätze

Das augenfälligste – und leider oft falsch verstandene – Merkmal der modernen sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden ist ihr Hang zur Quantifizierung. Im Grunde handelt es sich bei den quantifizierenden Ausdrucksweise jedoch lediglich um ein *äusserliches* Zeichen einer grundsätzlichen methodischen Haltung, die auf bewusst kontrollierte, wissenschaftlich optimal «strenge» Aussage Wert legt und die an sich noch nicht zwangsläufig nach Quantifizierung ruft. Mit solchen Methoden lässt sich nun auch an die Vergangenheit herantreten; was dabei besonderes Interesse verdient, das ist der Umstand, dass hier nicht nur Dinge der quantitativen Betrachtung

⁴ Auf das leider nicht seltene Missverständnis, «Zusammenarbeit zwischen Sozialwissenschaft und Geschichtswissenschaft» bedeute soviel wie «Sozialgeschichte» (oder gar soziologisierende Betrachtung der Vergangenheit), braucht hier nicht eingegangen zu werden.

unterzogen werden, die ohnehin schon in numerischer Form anfallen – wie Zollstatistiken, Getreidepreise, Wahlresultate, Kabinettsitze –, sondern auch primär nichtnumerische Größen⁵. Man hat dafür in den USA in Anlehnung an Begriffe wie «Ökonometrik» und «Biometrik» den – allerdings nur halb ernst gemeinten – Terminus «*Cliometrics*» geprägt. Für die Geschichtsbetrachtung sind im besonderen drei Richtungen relevant: 1. das, was man als «Systematic History» bezeichnet; 2. die Inhaltsanalyse und 3. die Technik des Expertenurteils.

2.1. «*Systematic History*»

Unter dem Sammelbegriff der «Systematic History» lässt sich eine Gruppe von Betrachtensweisen zusammenfassen, die versuchen, durch systematisches Erfassen, Klassieren und Vergleichen ähnlicher Vorkommnisse in der Geschichte allgemeine theoretische Erkenntnisse zu gewinnen. Dieses Vorgehen ist an sich nicht neu; von Plutarch bis Karl Marx haben es viele immer wieder angewandt. Davon unterscheidet sich freilich die modernen «Systematic History» ganz wesentlich: Sie arbeitet erstens nicht mit so pauschalen Einheiten wie «Perioden» oder «Klassen», sondern benutzt kleinere Ereigniseinheiten als Untersuchungs- und Vergleichsobjekte, wie zum Beispiel Bündnisse oder Kriegsausbrüche. Zweitens bemüht sie sich um eine Klassierung der «Fälle», die sich mit der grössten Umsicht und Behutsamkeit bis zu jenem Punkt an die Wirklichkeit herantastet, wo Vergleiche gerade noch möglich sind, die Wirklichkeit aber nicht durch die Begriffskategorien vergewaltigt wird.

Den ersten Schritt in diese Richtung unternahm der von der numerischen Meteorologie herkommende Engländer *Lewis F. Richardson* mit seinem Werk «The Statistics of Deadly Quarrels»⁶. Er klassierte gegen 300 zwischen 1820 und 1929 erfolgte bewaffnete Konflikte nach dem Kriterium ihrer Grösse (klassiert aufgrund der Anzahl der Gefallenen), und er vermochte durch Korrelieren der nach diesem Kriterium gesammelten Beobachtungen («Daten») eine Reihe von Hypothesen, vor allem über den Zusammenhang zwischen Rüstung und Krieg, zu gewinnen. Ungefähr gleichzeitig befasste sich

⁵ Dieser ganze Problemkomplex ist darum nicht zu verwechseln mit den statistischen Methoden und Einsatzmöglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung, wie sie CARL AUGUST LUECKERATH, *Prolegomena zur elektronischen Datenverarbeitung im Bereich der Geschichtswissenschaft*, Historische Zeitschrift Band 207, 1968, Seite 265–296, vorstellt; während es dort um Probleme auf technischer Ebene geht (im Sinn einer, wie der Verfasser richtig sagt, «historischen Hilfswissenschaft» – und keinesfalls mehr), sollen hier Ansätze untersucht werden, die tiefergreifende wissenschaftstheoretische Aspekte der Historiographie berühren.

⁶ Posthum erschienen in Pittsburgh 1960. – Ferner wichtig seine Arbeit *Arms and Insecurity*, Pittsburgh 1960. – Beide Werke sind, da vom Verfasser nicht bis zur Publikationsreife ausgearbeitet, nicht sehr übersichtlich. Für eine klare Zusammenfassung der wesentlichsten Punkte vgl. ANATOL RAPOPORT, *Lewis F. Richardson's Mathematical Theory of War*, Journal of Conflict Resolution, Band 1, 1957, Seite 249–299.

auch der Amerikaner *Quincy Wright* mit ähnlichen Problemen. In seinem Werk «A Study of War» trug er eine nachgerade enzyklopädische Fülle an statistischem Material über sämtliche Kriege zwischen 1480 und 1940 zusammen und versuchte in einer ausserordentlich eingehender Untersuchung die verschiedenen Faktoren zu ermitteln, denen Kriege möglicherweise zuzuschreiben sind.

Richardsons wie Wrights Forschungen erwiesen sich als bahnbrechend; der von ihnen eingeschlagene Weg ist inzwischen so intensiv weiter verfolgt und ihre Methoden sind so weit verfeinert worden, dass das, was sie vor dreissig Jahren leisteten, aus heutiger Sicht bereits die Patina des «Klassischen» zeigt⁷.

Daran anknüpfend haben es nun *J. David Singer* und seine Mitarbeiter im Rahmen eines umfassenden und langfristigen Forschungsprojekts übernommen, einmal alle kriegerischen Verwicklungen von 1816 bis 1965 erneut und nach dem heutigen Stand des überhaupt Erreichbaren erschöpfend zu registrieren und zu klassieren⁸. Diese bisher einzigartige Datensammlung bildet die Grundlage zu einer ganzen Reihe von Studien über Ursachen, Verlauf und Folgen von Kriegen; was dabei z. B. an grundlegenden Einsichten und dessen Funktionen gewonnen worden ist⁹, geht um einiges über das hinaus, was die historiographischen Gleichgewichtstheoretiker von Ranke bis Dehio festzustellen vermochten.

Wie bereits angedeutet wäre es ein Missverständnis, die mathematisch-statistische «sophistication» oder gar den Einsatz des Computers als das entscheidende Merkmal der neuen Ansätze zu betrachten, und es brauchen keineswegs immer derart aufwendige Grossprojekte zu sein, um im Sinne der «Systematic History» Erkenntnisse zu gewinnen. Nicht der technische Aufwand ist es ja, der diese Methode kennzeichnet, sondern *eine bestimmte Art zu denken*: Dies beweist beispielsweise die in bezug auf das quantitative Instrumentarium äusserst schlichte Untersuchung von *Bruse M. Russett* über die Bedingungen, die erfüllt sein müssen, um eine Schutzgarantie einer Grossmacht für eine kleinere Macht glaubwürdig zu machen¹⁰. Russett analysiert

⁷ Richardsons Daten sind denn auch verschiedentlich noch mit verfeinerten Verfahren ausgewertet worden, so z. B. durch HERBERT K. WEISS, *Stochastic Models for the Duration and Magnitude of a Deadly Quarrel*, Operations Research, Band 11, 1963, Seite 101, 121 und durch JAMES P. WESLEY, *Frequency of Wars and Geographical Opportunity*, Journal of Conflict Resolution, Band 6, Seite 387–389.

⁸ J. DAVID SINGER, MELVIN SMALL und SUSAN JONES, *The Wages of War: A Statistical Handbook 1816–1965*, New York 1970.

⁹ Z. B. J. DAVID SINGER und MELVIN SMALL, *Alliance Aggregation and the Onset of War, 1815–1945*, in: Quantitative International Politics: Insights and Evidence, hg. von J. DAVID SINGER, New York 1968, Seite 247–286.

¹⁰ *The Calculus of Deterrence*, in: Approaches to Measurement in International Relations, hg. von JOHN E. MUELLER, New York 1969, Seite 34–50. – Im gleichen Buch gibt übrigens Mueller selbst ein noch einfacheres Beispiel für diese Methode, indem er nach den Ursachen fragt, denen Erfolg oder Misserfolg der seit 1945 registrierten Guerilla-Erhebungen zuzuschreiben sind (Seite 7–10). Daselbst werden auch weitere Beispiele bibliographiert.

17 Fälle aus dem Zeitraum von 1935 bis 1961 und vermag überzeugend darzulegen, dass eine solche Garantieerklärung von einem potentiellen Angreifer dann geglaubt wird und folglich abschreckend wirkt, wenn die Garantiemacht bereit ist, auf dem Boden ihres Schützlings Truppen zu stationieren, wenn Schützling und Beschützer in wirtschaftlicher Hinsicht eng miteinander verflochten sind und auch auf politischem und kulturellen Gebiet intensive Wechselbeziehungen bestehen. Fehlen diese Voraussetzungen, so pflegt selbst die feierlichste Erklärung und das scheinbar zu allem entschlossene Säbelrasseln nicht zu nützen. Solche Feststellungen konnte Russett finden und schlüssig beweisen, ohne zu höheren mathematischen «Operationen» als zum Perzentuieren zu greifen¹¹. Natürlich sind mathematisch komplexere Ansätze durchaus möglich: Sie drängen sich etwa im Zusammenhang mit Ereignissen auf, die in grosser Zahl und in grundsätzlich vergleichbarer Beschaffenheit anzufallen pflegen. Also beispielsweise bei einer Analyse des Abstimmungsverhaltens im Rahmen der UNO. Hier sind Verfahren entwickelt worden, die es gestatten, aufgrund der systematischen Beobachtung, wer mit wem stimmt, die verschiedenen ideologischen oder regionalen Staatenblöcke und -gruppen herauszuarbeiten¹².

Was die «Systematic History» von der vergleichenden Geschichtsbetrachtung traditioneller Art unterscheidet, ist also nicht etwa ihr Hang zur mathematischen Betrachtungsweise, sondern vielmehr der Umstand, dass sie, wenn sie ein Phänomen wie Kriegsausbruch, Bündnis oder Abschreckung klären will, von der *Gesamtheit* der einschlägigen Fälle ausgeht oder wenigstens die Gesamtheit aller Fälle in einer gewissen Periode als empirische Grundlage für weitere Schlüsse nimmt. Das Gegenteil wäre eine rein eklektische Auswahl der zum Beweis herangezogenen «Beispiele». Reinhard Wittram hat zweifellos recht, wenn er sagt: «Die Wendung (z. B.) hat in der geschichtlichen Wirklichkeit einen unbedeutend engen Anwendungsbereich¹³.» Sie hat nicht nur einen unbedeutend engen Anwendungsbereich, sondern sie ist auch methodisch äusserst fragwürdig, denn wer ein «Beispiel» nennt, um damit eine These zu beweisen, der braucht nicht lange zu warten, bis ihm ein «Gegenbeispiel» zitiert wird, und da lässt sich dann zwar endlos zanken, aber nichts beweisen. Erst der Überblick über sämtliche «Beispiele» (oder, falls die Zahl der Fälle allzu gross wäre, um innert nützlicher Frist und mit angemessenem Aufwand erfasst zu werden: über eine für die Gesamtheit statistisch *repräsentativen*

¹¹ Wie verblüffend viel die statistische Ursachenforschung allein schon durch sinnvolles Aufgliedern und Vergleichen von Zahlen hergibt, zeigt z. B. das Buch von HANS ZEISEL, *Die Sprache der Zahlen* (a. d. Engl.), Köln 1970.

¹² Vgl. die methodologische Diskussion bei AREND LIJPHART, *The Analysis of Bloc Voting in the General Assembly: A Critique and a Proposal*, American Political Science Review, Band 57, 1963, S. 902–917.

¹³ *Das Interesse an der Geschichte – Zwölf Vorlesungen über Fragen des zeitgenössischen Geschichtsverständnisses*, Göttingen 1963, Seite 56.

tative Auswahl) gestattet Schlussfolgerungen, die es ermöglichen, eine These zu bestätigen oder sie zu widerlegen oder von ihr zu sagen, dass sie offenbar gar nicht relevant war. Bestätigt ist sie, wenn innerhalb dieser Gesamtheit eine überwältigende Mehrzahl von Fällen (oder genauer: eine statistisch signifikante Zahl von Fällen) ihr entspricht.

2.2. Inhaltsanalyse

Ähnliche Überlegungen gelten nun auch für die Interpretation geschriebener Quellen. Gewiss hat die klassische Geschichtswissenschaft ein beeindruckendes Instrumentarium quellenkritischer Grundsätze entwickelt, und damit lässt sich denn auch in der Tat mancher «undurchsichtige» Zusammenhang in der Vergangenheit durchleuchten und manche durch die historische Perspektive erzeugte Verzerrung berichtigen. Doch weiss jeder, der sich je mit einer Quelle befasst hat, dass es einen Punkt gibt, an dem das «Wissenschaftliche» aufhört und das impressionistische freie Urteil anfängt, wo das «objektive» Registrieren einem intuitiven, möglicherweise anekdotisch zugesetzten «Interpretieren» Platz machen muss – allerdings um den Preis einer bald mehr, bald weniger starken Verschwommenheit der Begriffe. Aus dieser Schwierigkeit führt kein Ausweg, und auch die Methode der Inhaltsanalyse bietet ihn nicht.

Was hingegen die Inhaltsanalyse zu leisten vermag, das ist eine *relative* Verbesserung sonst nur intuitiv zu gewinnender Erkenntnis, und zwar Verbesserung in Hinblick auf eine grösere Präzision wie auch in Hinblick auf eine grösere Objektivität. Sie erreicht dies durch systematische, quantitative Beschreibung des Inhalts der Mitteilungen¹⁴. Das zeigt am deutlichsten die bisher umfangreichste Studie dieser Art, die ein Forscherteam an der Universität Stanford anhand der sechs Wochen vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs unternahm¹⁵. Während der mit «klassischen» Mitteln der Quelleninterpretation arbeitende Historiker lediglich feststellen kann, dass in diesem oder jenem Augenblick der Geschehnisse die «nervliche Belastung» der in den Entscheidungszentren sitzenden Verantwortlichen wuchs und da und dort die Spannung» krisenhaft anstieg, konnte im Rahmen der Stanford-Studie ermit-

¹⁴ Einen gerafften Überblick über diese Methode gibt ALPHONS SILBERMANN, *Systematische Inhaltsanalyse*, in: Handbuch der Empirischen Sozialforschung, hg. von RENÉ KOENIG, Stuttgart 1967, Band 1, Seite 570–600. – Die repräsentativste Einführung ist OLE R. HOLSTI, *Content Analysis for the Social Sciences and the Humanities*, Reading (Mass.) 1969. – Allgemeiner gehalten die Arbeit von CHARLES E. OSGOOD, GEORGE J. SUCI und PERCY H. TANNENBAUM, *The Measurement of Meaning*, Urbana (Ill.) 1957.

¹⁵ Vgl. OLE R. HOLSTI, *The 1914 Case*, American Political Science Review Band 59, 1965, Seite 365–378; Idem et al., *Perception and Action on the 1914 Crisis*, in: Quantitative International Politics a. a. O., Seite 123–158; DINA A. ZINNES, *The Expression and Perception of Hostility in Prewar Crisis: 1914*, in: Ebenda Seite 85–119.

telt werden, *in welchem Masse* der durch die Zusitzung der Ereignisse erzeugte «Stress» wuchs und *wie stark* und mit *welcher Tendenz* die «Spannung» – genauer: das Gefühl des Bedrohtseins und die Haltung der Feindseligkeit – sich entwickelte.

Selbstverständlich geben sich die Verfasser dieser Studie nicht der Illusion hin, damit quantitativ exakte Aussagen machen zu können, denn auch die Inhaltsanalyse beruht auf Quellenpublikationen, die die Gesamtheit aller Quellen erst *nach* der «Vorselektion» durch jene, die Dokumente aufbewahrten oder vernichteten, und schliesslich durch jene, die über Publikation oder Nichtpublikation befanden, erfassbar wird. Das Ziel derartiger Untersuchungen besteht denn ja auch nicht primär in einer akuraten Wiedergabe vergangener Geschehnisse, sondern in der empirischen Überprüfung politologischer Hypothesen; da diese Überprüfung dadurch erfolgt, dass die einzelnen ausgezählten Grössen zueinander in Beziehung gesetzt werden, pflegen solche Verzerrungen weitgehend wieder «wegdividiert» zu werden. Auf diese Weise konnte unter anderem nachgewiesen werden, in welcher Weise sich das Gefühl des Bedrohtseins wechselseitig «spiegelt» und die Spannung eskalieren lässt.

Solche Studien liegen – nebst der genannten Untersuchung über das Jahr 1914 – bisher auch über die Kubakrise von 1962, über die Entwicklung der Berlinkrise 1948–1963 und über die chinesisch-sowjetischen Beziehungen vor¹⁶; zum Teil handelt es sich um reine Inhaltsanalysen, zum Teil werden Methoden der «Systematic History» mit denen der Inhaltsanalyse verbunden, indem verbale Äusserungen und politische oder militärische Aktionen gleichermassen als – lediglich in ihrer Intensität unterschiedliche – Kommunikationssignale aufgefasst und miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Freilich kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die eigentlichen Forschungsergebnisse im Vergleich zu dem, was solche Studien an Mühe und Kosten erfordern, relativ bescheiden geblieben sind. Als sehr kostspielig erweist sich vor allem der Umstand, dass im Gegensatz zur Quelleninterpretation klassischen Stils das mehr oder weniger intelligente «Einlesen» nicht genügt; vielmehr muss jeder Satz nach bestimmten Kriterien sorgfältig analysiert, zerlegt und klassiert werden. Um den sehr grossen Arbeitsaufwand einzudämmen, sucht man nach Möglichkeiten, diese Verfahren durch Computereinsatz teilweise zu automatisieren¹⁷. Dass die Aussicht auf solcherart erleichterten Zugang zum Gebrauch der Inhaltsanalyse vom Wissenschaftler zusätzliche Selbstdisziplin verlangt, um der Versuchung zu allzu unbe-

¹⁶ OLE R. HOLSTI et al., *The Management of International Crisis: Affect and Action in American-Soviet Relations*, Journal of Peace Research 1964, S. 170–190; Idem, *East-West Conflict and Sino-Soviet Relations*, Journal of Applied Behavioral Science Band 1, 1965, S. 115–130.

¹⁷ Vgl. PHILIP J. STONE et al., *The General Inquirer: A Computer Approach to Content Analysis*, Cambridge (Mass.) 1966.

dachtem Einsatz dieser Methode zu widerstehen, braucht hier nicht eigens erwähnt zu werden; selbstverständlich geht es nicht an, dass gewissermassen «Kraut und Rüben» in den Trichter der Inhaltsanalyse geschüttet werden, sondern eine Auswertung muss sich auf eine relativ einheitliche Quellengruppe – im Fall der Stanford-Studie auf Noten, Memoranden und Aktennotizen der unmittelbar Beteiligten – beschränken.

2.3. Expertenurteil

«Systematic History» wie Inhaltsanalyse entspringen dem Streben, die Dinge, die man untersuchen möchte, möglichst *objektiv* zu erfassen. Indessen belässt freilich selbst ein feinmaschiges und rigoros definiertes Kategoriennetz zur Klassierung geschichtlicher Handlungen oder Mitteilungen stets noch einen Bereich offen, der dem freien Urteil – oder der Willkür – dessen überlassen bleiben muss, der die Klassierung vornimmt. Dies gibt zum Wunsch Anlass, auch diesen Spielraum noch soweit als möglich unter rationale Kontrolle zu bringen. Eine solche Möglichkeit bietet das *systematisch* gewonnene Expertenurteil, ein Verfahren, durch das die nur durch subjektive Beurteilung durchführbare Klassierung durch *mehrere* Experten vorgenommen und einzelne Urteile nach der *Kompetenz* der Experten gewogen werden. Dabei vermittelt bereits schon der *Grad* der Übereinstimmung sehr klar Aufschluss darüber, ob das jeweilige Klassierungsproblem einigermassen zuverlässig gelöst worden ist oder ob bei der Verwertung der gewonnenen Daten Vorsicht geboten ist.

Diese Technik wurde zuerst auf dem Gebiet der Psychometrik entwickelt, hat jedoch bald auch bei der Klärung politischer Tatbestände in Geschichte und Gegenwart Verwendung gefunden¹⁸. So wurden in einer Studie zur «Messung» der Position von Staaten gegenüber der Sowjetunion und den USA zunächst eine 11 Kategorien aufweisende Skala entwickelt, die den Grad der «Verbundenheit» vom Extrem der Vollallianz mit der Sowjetunion über die Neutralität bis hin zur Vollallianz mit den USA zu bezeichnen erlauben sollte, und diese Skala wurde sodann für jedes Land den je zuständigen Experten zur Bearbeitung vorgelegt, wobei jeder Experte anzugeben hatte, ob er seine Beurteilung für zuverlässig, relativ zuverlässig oder wenig zuverlässig halte. Die auf diese Weise erhaltenen Resultate wurden schliesslich auch noch mit «objektiven» Kriterien zur Messung von Verbundenheit oder Neutralität verglichen, wie z. B. mit dem Abstimmungsverhalten in der UNO, mit Massnahmen des Kulturaustausches usw.¹⁹.

¹⁸ Einen Überblick über die verschiedenen Anwendungsbereiche von der Psychometrik bis zur Schönheitskonkurrenz gibt MUELLER a. a. O. S. 249–252.

¹⁹ HENRY TEUNE und SIG SYNNESTVEDT, *Measuring International Alignment*, Orbis Band 9, 1965, S. 171–189.

Andere Studien verwendeten das Verfahren des Expertenurteils zur «Messung» des «Erfolges» bestimmter Staaten auf der internationalen Bühne oder des Entwicklungsgrades der Demokratie in lateinamerikanischen Staaten²⁰. Ferner ist es möglich, dieses Verfahren auch in Verbindung mit anderen Methoden einzusetzen: An der University of Michigan wurde mit Hilfe der Expertentechnik eine umfassende Skala für die Einstufung aller erdenklichen Kooperations- und Konfliktarten erstellt, die nun dazu benutzt wird, um im Sinne der «Systematic History» die ganze Geschichte des Kalten Kriegs seit 1945 zu untersuchen²¹. Eine weitere Verfeinerung der Technik des Expertenurteils besteht darin, die Ergebnisse der Umfrage den Experten bekanntzugeben und sie in einer zweiten oder weiteren «Runden» ihr Urteil differenzieren zu lassen (Methode «Delphi»)²². Die Methode des systematisch gewonnenen Expertenurteils drängt sich öfters auf, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Häufig sind die wissenschaftlichen Konzepte, mit denen man arbeiten möchte, überhaupt nicht fassbar; ein Beispiel hierfür ist die erwähnte Studie über den Entwicklungsgrad der Demokratie in lateinamerikanischen Staaten, deren Verfasser u. a. das Kriterium der «anständigen öffentlichen Verwaltung» verwendeten – etwas, dass sich offensichtlich nicht messen, sondern höchstens aufgrund intimer Vertrautheit mit den Zuständen in einem Land beurteilen lässt. Als Alternative zu diesem – durchaus anfechtbaren – Vorgehen bliebe allerdings lediglich noch der Verzicht auf den Versuch, etwas über «anständige öffentliche Verwaltung» auszusagen, überhaupt.

3. Wissenschaftstheoretische Probleme

Es ist klar, dass methodische Ansätze wie die drei hier vorgestellten eine Reihe von gewichtigen Fragen aufwerfen, und diese verlangen schon deshalb gebieterisch nach einer Klärung, weil die neuen «cliometrischen» Verfahren zu vielen, wenn nicht sogar zu zentralen Werten der klassischen – besonders der deutschen, historistisch orientierten – Historiographie in Gegen- satz stehen. Allerdings ist hier nicht der Ort, diese Probleme, die durchaus Stoff zu einem neuen, bände-füllenden «Methodenstreit» liefern würden, so eingehend zu behandeln, wie sie es eigentlich erforderten. Es sollen darum hier nur vier Probleme herausgegriffen und kurz dargestellt werden.

²⁰ WILLIAM J. KOTSCH, *An Arithmetic Approach to International Relations*, American Behavioral Scientist Band 9, 1965, S. 32 f. – RUSSELL H. FITZGIBBON, *Measuring Democratic Change in Latin America*, Journal of Politics Band 29, 1967, S. 129–166.

²¹ WALTER H. CORSON, *Measuring Conflict and Cooperation Intensity Between Nations* (hektographiert), Ann Arbor 1970.

²² E. S. QUADE, *When Quantitative Models are Inadequate*, in: *Systems Analysis and Policy Planning – Applications in Defense*, hg. von E. S. QUADE und W. I. BOUCHER, New York 1968, Seite 324–344.

3.1. Das Problem der Messbarkeit

Fast jeder «klassisch» geschulte Historiker wird die quantitativen Methoden zunächst entschieden und rundweg ablehnen, und zwar mit dem ohne weiteres einleuchtenden Argument, dass die Geschichte als die Kunde von vergangenem menschlichem Handeln und Fühlen doch nicht wäg- und messbar sei oder dass allenfalls nur gerade jene Aspekte messbar seien, die gar nicht das Wesentliche ausmachen. Dieses Argument trifft in der Tat zu – aber nur insofern, als es auf einem zu engen und darum etwas schiefen Begriff des «Messen» beruht. «Messen» bedeutet nämlich nicht nur metrisches Messen, d. h. Messen mit sog. Intervallskalen. Mit *solchen* Skalen als Messinstrumenten käme man bei der Erforschung der Vergangenheit allerdings nicht sehr weit; man bliebe auf das beschränkt, was ohnehin in numerischer Form anfällt – Heeresstärken, Steuererträge, Zeitintervalle (wobei erst noch sehr fraglich ist, ob es ein allgemein vergleichbares Mass der Zeit überhaupt gibt!).

Vielmehr hat man sich, wenn man zu quantitativen Formen der Geschichtsbetrachtung greift, mit einem einfacheren Begriff der Messung zufriedenzugeben: In Frage kommen da in den meisten Fällen höchstens sog. «Ordinalskalen», wie z. B. «Grossmacht-Mittelmacht-Kleinstaat» oder «parteilich für A – mit A sympathisierend – neutral – mit B sympathisierend – parteilich für B». Solche Skalen setzt übrigens jeder Historiker – auch der historistische-voraus, wenn er Ausdrücke wie «mehr als», «grösser als», «kleiner als» «eher» oder «weniger» braucht. Und wo sich nicht einmal Ordinalskalen verwenden lassen, da bleiben immer noch «Nominalskalen», die eine Klassierung nach Merkmalsausprägungen erlauben (etwa eine Religionsskala mit den Kategorien «protestantisch – katholisch – jüdisch – andere»). Dank dieser Differenzierung der Messinstrumente ist die Gefahr gebannt, dass man überforderte Genauigkeitsansprüche stellt oder einen Grad der Exaktheit vorgibt, der gar nie erreicht werden kann.

Höchstens liesse sich noch einwenden, dass man die unendlich vielfältig ausgeprägte historische Realität in ein Prokrustesbett starrer Kategorien zwänge. Diese Versuchung besteht in der Tat, und damit wächst die Gefahr, dass wertvolle Information verlorengeht, d. h. gewissermassen zwischen dem Raster der Kategorien «durchfällt». Indessen bildet dies kaum einen Einwand gegen das Prinzip der Kategorienbildung überhaupt, sondern nur gegen eine *mangelhafte* Kategorienbildung; falls Information verloren zu gehen droht, muss man eben das Kategoriensystem verfeinern²³.

²³ Es ist hier nicht der Ort, ausführliche Hinweise auf das Schrifttum über Messen und Skalierung zu geben. Immerhin sei ein Werk erwähnt, das einen guten Einstieg in dieses Problem vermittelt: BERNHARD S. PHILLIPS, *Empirische Sozialforschung – Strategie und Taktik*, Wien 1970, Seite 191 ff.

3.2. Das Problem der Verallgemeinerung

Wenn sich die Politische Wissenschaft auch der Geschichte zuwendet, so bleibt ihr Ziel doch nach wie vor das gleiche: die Entwicklung *generell* gültiger theoretischer Sätze. Dagegen liesse sich nun einwenden, dass in der Geschichte doch alles einmalig und individuell sei, und damit müsste sich auch jeder Versuch zur Verallgemeinerung erübrigen. Diese Ansicht beruht nun allerdings auf einem Irrtum, denn wissenschaftliche Erkenntnis *ohne* Verallgemeinerung wäre gar nicht möglich. «Denn alle Wissenschaft strebt nach einer gedanklichen Beherrschung der intensiv und extensiv unendlichen Mannigfaltigkeit der empirisch gegebenen (Welt). Die Welt des Empirisch-Tatsächlichen wird mit den Mitteln der Wissenschaft in eine Welt der gedanklichen Zusammenhänge umgeformt. Alle Wissenschaft ist eine Vereinfachung der Wirklichkeit²⁴.» Das gilt für die Geschichte, die die keinem menschlichem Gehirn fassbare, gewaltige Fülle des Geschehenen in eine dem menschlichen Begreifen zugängliche Form birngen soll, in ganz besonderem Masse²⁵.

Dieser unausweichliche Zug der Vereinfachung und Verallgemeinerung findet sich im Grunde bereits im Wesen der *Sprache* angelegt. In der Geschichtswissenschaft, auch in der historistischen, werden ja stets auch Begriffe wie «Frieden», «Vertrag», «Gefecht», «Macht», «Spannung», «Gleichgewicht» usw. gebraucht, und diese Begriffe bezeichnen stets eine ganze Klasse von Erscheinungen; das heisst: sie verallgemeinern und abstrahieren. Eine Beschreibung des eigentlich Individuellen gibt es gar nicht – es sei denn, man verwende für seine Aussagen lediglich Eigennamen²⁶. Damit wird aber auch das alte Ranke'sche Ideal – «zu sagen, wie es eigentlich gewesen» – in Frage gestellt²⁷.

Als Alternative zu einer mit Verallgemeinerungen arbeitenden Geschichtswissenschaft lässt sich wohl einzig noch das «Schwelgen in alten Zeiten», das antiquarische Geniessen des «connaisseurs» oder dann die mystische Versen-

²⁴ ALEXANDER VON SCHELTING, *Die logische Theorie der historischen Kulturwissenschaft von Max Weber ...*, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik Band 49, 1922, Seite 623–752.

²⁵ «Wollen wir nach der Funktion fragen, welche die Geschichtswissenschaft gegenüber der Geschichte habe, so nennen wir die Formel: Vereinfachung.» So HERMANN HEIMPEL, *Geschichte und Geschichtswissenschaft*, Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte Band 5, 1957, Seite 1–17.

²⁶ Zur Unbeschreibbarkeit des Singulären vgl. KARL LAMPRECHT, *Historische Methode und historisch-akademischer Unterricht*, 1910, abgedruckt in: FRITZ WAGNER, *Geschichtswissenschaft* (Reihe «Orbis Academicus»), Freiburg-München 1951, Seite 296; THEODOR LITT, *Das Allgemeine im Aufbau der geisteswissenschaftlichen Erkenntnis*, Leipzig 1941, Seite 9; THEODOR SCHIEDER, *Staat und Gesellschaft im Wandel der Zeit*, München 1958, Seite 172–187.

²⁷ Dazu ERICH HEINTEL, «Wie es eigentlich gewesen ist» – Ein geschichtsphilosophischer Beitrag zum Problem der Methode in der Historie, In: *Erkenntnis und Verantwortung – Festschrift für Theodor Litt*, Düsseldorf 1960, Seite 207–230.

kung in vergangene Zeiten und Gestalten denken. Diese Möglichkeiten bestehen tatsächlich; ob man sie aber noch als «Wissenschaft» bezeichnen will, hängt vom Wissenschaftsbegriff ab. Versteht man unter «Wissenschaft» einen Vorgang, der über das Subjektive und Private hinausgeht und das Element der Mitteilung, der intersubjektiven Kommunikation – und auch der intersubjektiven Überprüfbarkeit –, aufweist, so müsste man dieser Art Historie die Wissenschaftlichkeit allerdings absprechen. Diese Kritik wäre wohl – wenn auch cum grano salis – gegenüber jeder Form von Geschichtsschreibung anzumelden, die den Anspruch erhebt, vor allem durch ihr intuitives «Verstehen» neue Erkenntnisse zu gewinnen²⁸.

Mit der Feststellung, dass man nicht um Verallgemeinerungen und Vereinfachungen herumkommt, ist bereits auch gesagt, dass Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaft grundsätzlich den selben Weg der Erkenntnis beschreiten – lediglich im *Grad* der angestrebten Verallgemeinerung unterscheiden sie sich. So wäre es ein bedauerliches Missverständnis, glaubte man aus *diesem* Grund die «klassische» Geschichtswissenschaft den von der Politischen Wissenschaft herkommenden theorieorientierten Tendenzen entgegensezten zu müssen.

3.3. Das Problem der Vergleichbarkeit

Wie im Hinblick auf die Verallgemeinerung, so drängt sich auch in Hinblick auf das Vergleichen – eigentlich die Grundoperation aller jener neuen Ansätze theorieorientierter Geschichtsbetrachtung – die Frage auf, ob denn dergleichen mit der Einmaligkeit und Individualität eines jeden historischen Ereignisses vereinbar sei. Dass, wie oben gezeigt wurde, eine wissenschaftliche Erkenntnis des *rein* Einmaligen und Individuellen weder sinnvoll noch möglich wäre, besagt ja keineswegs, dass es das Individuelle überhaupt nicht gebe, und schon gar nicht darf jene Feststellung auch als Rechtfertigung weiterreichender Operationen wie des Vergleichens dienen. In der Tat ist ja jede Erscheinung in Zeit und Raum einmalig – daran lässt sich auf keinen Fall zweifeln.

Doch was gibt angesichts dieser ehernen Tatsache dem Wissenschaftler das Recht, dennoch Ereignisse, die zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten vorgefallen sind, miteinander zu vergleichen und zur Ableitung theoretischer Sätze auszuwerten? Es ist nichts anderes als da, was man schon sehr zutreffend als das «Apriori von der durchgehenden relativen Einheitlichkeit des Menschengeschlechts» bezeichnet hat²⁹. Damit ist nichts anderes gemeint,

²⁸ Vgl. etwa VIKTOR KRAFT, *Geschichtsforschung als strenge Wissenschaft*, in: Logik der Sozialwissenschaften, hg. von ERNST TOPITSCH, Köln-Berlin 1968, Seite 72–82. Dieser Sammelband enthält auch sonst sehr lesenswerte Beiträge. – Im übrigen vgl. vor allem THEODORE ABEL, *The Operation Called «Verstehen»*, American Journal of Sociology, Band 54, 1948.

²⁹ GOTTFRIED EISERMANN, *Soziologie und Geschichte*, in: *Handbuch der Empirischen Sozialforschung a. a. O.* Seite 601.640.

als was Jacob Burckhardt mit dem Ausdruck «das sich Wiederholende, Konstante, Typische als ein in uns Anklingendes und Verständliches» umriss oder was in jeder Einführung in das Studium der Geschichtswissenschaft zu lesen steht, wenn es etwa heisst: «Die Vergangenheit bliebe uns ewig unverständlich, stünde uns nicht das Gegenwartserlebnis zur Verfügung, mit dessen Hilfe wird die Spuren ehemaligen Lebens deuten³⁰.» Ginge der Wissenschafter nicht von der Annahme aus, dass Menschen in bestimmten Situationen ähnlich handeln wie andere Menschen in vergangenen Zeiten und an andern Orten in ähnlichen Situationen gehandelt haben, so wären ihm Berichte über die Pharaonen und Cäsar, über Wallenstein und Ludwig XIV. vollkommen unverständlich und total fremd.

Auch im Hinblick auf das Vergleichen liegt der Unterschied zwischen der klassischen Historiographie und den neuen Ansätzen somit nicht etwa in einer grundsätzlich anderen Sehweise, sondern lediglich im *Grad*, in dem von einem ohnehin unumgänglichen methodischen Grundsatz Gebrauch gemacht wird – und wohl auch im Grad der Bewusstheit, mit der das Vergleichen geschieht³¹.

3.4. Das Problem der Kausalität («historische Gesetze»)

Das heikelste aller Probleme, die im Zusammenhang mit den neuen «cliometrischen» Verfahren angeschnitten werden müssen, ist das Problem der Kausalität: Das Bemühen, allgemeingültige theoretische Sätze in Form von «Wenn-dann»- oder «Je-desto»-Beziehungen aufzustellen, dient ja dem Zweck, *kausale* Erklärungen zu finden. Da stellen sich dann vor allem zwei Fragen: 1. Ist es überhaupt möglich, bei einem in tausendfältigen Bezügen verflochtenen Ereignis – und jedes Ereignis der Geschichte ist ja in solcher Weise eingebettet – einzelne «Ursachen» und «Wirkungen» zu identifizieren? 2. Läuft die Annahme kausaler Verknüpfungen nicht auf einen Glauben an das *deterministische Wirken objektiver Kräfte* hinaus? Beide Einwände treffen zu. Das widerlegt indessen nicht die Richtigkeit theorieorientierten Forschens, wohl aber verlangt es nach einer Präzisierung dessen, was mit «Theorie» gemeint ist.

Selbstverständlich wird es nie möglich sein, *alle* Kräfte zu erfassen, die zu einem bestimmten historischen Ereignis geführt haben – nicht einmal die minuziöseste historische Detailuntersuchung kann je dieses Ziel erreichen. Erst

³⁰ Z. B. PAUL KIRN, *Einführung in die Geschichtswissenschaft* (Sammlung Göschen Band 270), Berlin ³1959, Seite 71.

³¹ Die wechselvolle Geschichte der Historiographie legt die Vermutung nahe, dass zwar immer recht kräftig verglichen, aber wenig darüber reflektiert wurde – all die «naiven» Interpretationen des «deutschen» Kaisertums im Mittelalter in der deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts bis hin zu ERNST KORNEMANN'S Verständnis Augustus' als «Führer» legen davon eindrücklich Zeugnis ab.

recht können allgemeine Sätze, wie sie die theorieorientierte Geschichtsbetrachtung ja anstrebt und die ja über den einzelnen Fall hinaus gültig sein sollen, nie ein bestimmtes Ereignis *ganz* erklären. Die «Wenn-dann»- oder «Je-desto»-Zusammenhänge, die hier festgestellt werden, sind vielmehr stets nur *Teilwahrheiten*. Aber im Grunde sind es eben doch immer nur gerade diese mehr oder weniger allgemeingültigen Teilzusammenhänge, die der Betrachter vergangener Geschehnisse «versteht» – der Rest bleibt ihm «fremd» oder höchstens noch als «unerklärlich» ausscheidbar. Darin unterscheidet sich der Politologe vom Historiker nicht; es ist auch hier wohl ebenfalls wieder nur eine *graduell* verschiedene Ausprägung eines Erkenntnisprinzips, das beide gemeinsam teilen: Der Politologe legt den Akzent mehr auf die *allgemein* gültigen Teil-«Ursachen» und versucht Zusammenhänge zu finden, die nicht allzu weitgehend durch einschränkende «Randbedingungen» relativiert werden müssen, während der Historiker weiteren «Ursachen» nachgeht und versucht, bis hart an die Grenze jenes «Unerklärlichen» alle einem bestimmten Ereignis zuschreibbaren Teil-«Ursachen» zu erfassen. Das Problem der Kausalität trägt insofern ähnliche Züge wie das Problem der Verallgemeinerung³².

Schwerer wiegt hingegen der zweite philosophisch-anthropologisch abgestützte Einwand: der Zweifel an der Richtigkeit kausaler Erklärungen für zwischenmenschliche Beziehungen überhaupt. Der Mensch, wie er dem Betrachter in der Geschichte immer wieder gegenübertritt, ist ja nicht einfach ein Stück tote Materie, das durch soziale Gesetze ebenso beherrscht wird wie die Gestirne durch die Gesetze der Gravitation. Er besitzt ja einen freien Willen, und das schliesst die Konzeption des Determinismus, wie sie durch die Annahme von «Wenn-dann»- und «Je-desto»-Gesetzmässigkeiten vorausgesetzt wird, von vornherein aus. Auch angesichts dieses an sich richtigen Einwandes wird man wieder auf den *Teilcharakter* aller theoretischen Erklärungssätze verweisen müssen, und dann ist die Lage klar: Die Annahme, dass Gesetzmässigkeiten walten, schliesst den freien Willen des Individuums keineswegs aus. Nur tut man vielleicht gut daran, den Begriff «Ursache» stets nur in Anführungszeichen zu gebrauchen oder lieber bloss von «Faktoren» oder «Variablen» zu sprechen, und statt von «Gesetzen» von «Tendenzen» oder «Wahrscheinlichkeiten» zu reden³³. Auf beides – auf den Teil- wie auf den Wahrscheinlichkeitscharakter eines jeden theoretischen Satzes – sollte eigentlich jedesmal wieder ausdrücklich hingewiesen werden, um Missverständnisse zu vermeiden.

³² Eine Möglichkeit, wie die verschiedenen Ebenen der Verallgemeinerung und Erklärung beispielsweise miteinander verbunden werden könnten, zeigt ROBERT F. BERKHOFER, *A Behavioral Approach to Historical Analysis*, New York 1969.

³³ Zum Problem der Kausalität vgl. KARL R. POPPER, *Logik der Forschung* (a. d. Engl.), Tübingen 1969, und, daran anknüpfend, HANS ALBERT, *Traktat über kritische Vernunft*, Tübingen 1968.

4. Der mögliche Nutzen theorieorientierter Geschichtsbetrachtung für die traditionelle Geschichtswissenschaft

Die neuen von der Politischen Wissenschaft zur Verfügung gestellten theorieorientierten Betrachtungsweisen bilden – dies geht aus dem Gesagten klar hervor – *keinen* Ersatz für die herkömmlichen traditionellen Methoden der Historiographie, und es wäre ein Irrtum, hier in Kategorien des «Entweder-Oder» denken zu wollen. Statt einen künstlichen Gegensatz zu konstruieren, tut man darum besser daran, sich zu fragen, welchen Nutzen die traditionelle Geschichtswissenschaft denn allenfalls daraus ziehen könnte; da wären zum Beispiel drei Dinge zu erwähnen:

4.1. Größere Objektivität durch kontrollierte Beobachtung

Jeder Historiker weiss, dass er die Dinge aus einer bestimmten Perspektive sieht, und auch der Politologe gibt sich keinen Illusionen über einen archimedischen Punkt der *Wertfreiheit* jenseits von Gut und Böse hin. Aber die «strengen», zum Teil quantitativen Methoden helfen dank der *Systematik* und der *Explizitheit* ihrer Auswahlverfahren diese Perspektive bewusst (oder wenigstens bewusster) zu machen. Damit wird einmal die unbewusste Perspektivität – ein anderer Name dafür ist «Vorurteil» – abgebaut, und sodann kann die Perspektivität der Geschichtsbetrachtung, soweit sie nun einmal nicht zu vermeiden ist, durch eine *kontrollierte* Veränderung in der wissenschaftlichen Optik ersetzt werden. Der Betrachter wird in die Lage versetzt, sich jederzeit über das, was er allenfalls preisgibt, Rechenschaft zu geben.

Etwas konkreter formuliert: In einer «Geschichte des Staatsystems von 1871 bis 1914» wird niemand Angaben über die Ausmasse und die Fensterzahl des Raumes zu finden erwarten, in dem der Berliner Kongress stattfand; wohl aber werden in einem Abschnitt über Bismarck vielleicht dessen Statur charakterisiert und die buschigen Augenbrauen und der Schnurrbart Bismarcks erwähnt. Weshalb wird das eine weggelassen und das andere nicht? In der Regel macht sich der Geschichtsschreiber hierüber keine Gedanken. Wird ihm die Frage gestellt, so wird er ohne Umschweife antworten, er erachte das eine eben als *irrelevant*, das andere als *relevant* für seine Aussage. In der Notwendigkeit, eine Auswahl zu treffen, d. h. Relevantes herauszugehen und Irrelevantes beiseitezulassen, besteht zwischen Geschichtswissenschaft und Politischer Wissenschaft kein Unterschied – jede wissenschaftliche Erkenntnis beruht zunächst einmal auf dieser Scheidung.

Hingegen unterscheiden sich Geschichtswissenschaft und Politische Wissenschaft durch die Art und Weise, wie sie diese Scheidung von Relevantem und Irrelevantem vornehmen, genauer: durch den Grad, in dem die Relevanzkriterien bewusst sind. Der Historiker wird diese Unterscheidung in erster Linie aufgrund eines Gesamteindruckes und intuitiv treffen – der Politologe versucht sich hierüber *bewusst* Rechenschaft abzulegen und seine

Aussagen «*hinreichend und notwendig*» zu gestalten. Dass eine solcherart ge-steigerte Objektivität mit einem *Positivismus* im Stil des 19. Jahrhunderts nichts zu tun hat, braucht hier nicht eigens erörtert zu werden; jener glaubte zwar auch «*objektiv*» zu sein – doch erschöpfte sich *diese* Art «*Objektivität*» in einem unreflektierten, blindem Zusammenraffen der gerade vor-gefundenen «*Realität*».

Vielleicht könnte man in diesem Zusammenhang von einer «*strengen Geschichtswissenschaft*» reden, von einer Wissenschaft, die sich zur herkömmlichen Geschichtswissenschaft etwa so verhält wie ein technischer Riss einer Brückenkonstruktion zum Gemälde «*Le pont d'Argenteuil*» von Claude Monet. Es wäre unsinnig, hier den Maler zu fragen, weshalb er diesen oder jenen Farbtupfen auch noch hingesetzt hat, denn der Entscheid über das Hinsetzen solcher Farbtupfen ergab sich einzig aufgrund des intuitiven, ästhetischen Gesamteindrucks. Dagegen erwartet man von einem technischen Zeichner, dass er seinen Riss nicht mit nur ästhetisch begründeten «*Zusatz*»-Strichen schmückt, sondern bei jedem Strich sagen kann, welche Funktion er darstellt. Der Historiker, der die Auswahl der von ihm angeführten Details nach «*gestalterischen*» Kriterien trifft, ist nicht bloss Wissenschaftler, sondern auch Künstler. Während sich die Geschichtsschreibung darum zu Recht unter das Zeichen einer Muse stellt, hat den Politologen keine Muse geküsst – er ist, sozusagen von Berufs wegen, amusisch. Allerdings kann man, wenn man will, auch der schnittigen Eleganz logisch optimal ko-härenter, hinreichend und notwendig knapp formulierter Erkenntnis einen gewissen ästhetischen Reiz abgewinnen.

4.2. Grössere Präzision durch operationale Definition der Begriffe

Der zweite Vorzug der verschiedenen Ansätze «*strenger*» Geschichtsbetrachtung ergibt sich aus der Hinwendung zu quantitativen Methoden. Die Geschichtswissenschaft arbeitet häufig mit Begriffen wie «*Macht*», «*Einfluss*», «*Herrschaft*», «*Interesse*», «*Ausbeutung*», «*Freundschaft*», «*Spannung*» usw. – alles Begriffe, über die sich jederzeit mühelos reden, Behauptungen aufstellen und wissenschaftlich streiten lässt, solange man sie in dieser Form gebraucht. Soll man aber, wie das die Verfahren der statistischen Ursachenforschung voraussetzen, das damit Gemeinte erst einmal *zählen*, so ändert sich die Sachlage mit einem Schlag: Dann müssen die Aussagen konkreter werden. *Was* ist zum Beispiel mit «*Macht*» gemeint, *woran* wird sie gewogen, *worüber* spricht man eigentlich?

Die neuen quantitativen Methoden zwingen den Historiker unerbittlich, solche meist naiv verwendeten Konzepte – im Grunde handelt es sich ja um poetische Kategorien, nicht um wissenschaftliche – aufzugeben und durch eindeutigere, klar definierbare zu ersetzen. Oder, anders ausgedrückt: für jedes *gemeinte* Konzept ist der in der geschichtlichen Welt *beobachtbare*

«Indikator» (d. h. in der Sprache der Sozialwissenschaft: eine «*operationale Definition*») zu nennen.

Gewiss geht auch hier wieder ein *künstlerisches Element* der Geschichtsschreibung verloren: Das leichtfüssig-brillante Skizzieren, das bildhafte Schilder und «Heraufbeschwören» vergangener Gestalten und Epochen, das ahnungsvolle «Umschreiben» und «Vergegenwärtigen», das gerade die grossen Geschichtsschreiber aller Sprachen immer wieder so meisterhaft beherrscht haben, wird verdrängt durch ein «banales» Bezugssystem eindeutig definierbarer Kategorien. Dass der tatsächliche Informationsgehalt solcher Kategorien, sobald sie erst einmal definiert sind, dann auch noch in die «barbarische Mundart des Computers» übersetzt werden kann, mag man zwar vom ästhetischen Standpunkt aus bedauern. Aber was dafür an wissenschaftlicher Präzision wie an aussagenlogischer Eleganz gewonnen wird, vermag doch zumindest potentiell die damit preisgegebenen musischen Qualitäten der traditionellen «literarischen» Geschichtsschreibung wieder aufzuwagen. Allerdings entscheidet hierüber letztlich wie überall die intellektuelle Kompetenz dessen, der diese oder jene Methode anwendet . . .

4.3. Erweiterte Erkenntnismöglichkeiten durch den Einsatz der neuen Methoden

Schliesslich besitzen die neuen Methoden, selbst abgesehen von ihrem grundsätzlich-methodologischen Wert, auch einen *selbständigen* Wert als Mittel zur Förderung des «Rendements» wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Vergangenheit. Mit ihnen lässt sich nämlich mancher Aspekt der Vergangenheit ausleuchten, der mit den herkömmlichen «literarischen» Methoden nicht oder nur sehr unvollkommen zugänglich war. Die quantitativen Werkzeuge der statistischen Ursachenforschung lassen «toten Stoff» und «abgegraste Archive» plötzlich wieder Bände sprechen und überraschend Neues aussagen. Sehr eindrucksvoll ist etwa die Art und Weise, in der es *J. David Singer* gelang, aus einer so langweiligen und «nichtssagenden» Quelle wie dem Gotha'schen Almanach Struktur und Strukturwandel des europäischen Staatensystems seit 1815 herauszuschälen³⁴. Solche Möglichkeiten, «stumme Zeugen» der Vergangenheit zum Sprechen zu bringen, liessen sich noch in beliebiger Zahl denken, und dabei könnte nicht nur die Erforschung der Neuzeit gewinnen, sondern auch die Mediaevistik und – etwa auf dem Gebiet der Epigraphik – die Alte Geschichte.

³⁴ J. DAVID SINGER und MELVIN SMALL, *The Composition and Status Ordering of the International System: 1815–1940*, World Politics Band 18, 1965/66, Seite 236–282.